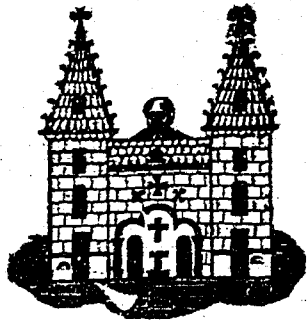


Zehrbelliner Zeitung

Anzeiger für das Ländchen Ost- und die Umgegend

Behördliches Veröffentlichungsblatt für die Stadt Zehrbellin



Verlag: Walter Ewald, Zehrbellin

Bezugspreis: Monatlich 1.- RM.

Das Wort aus dem Haus gedruckt 1,15 RM. auch 1,20 RM.

Druck und Verlag: Walter Ewald.

Angergraben 57 6 mal gewapneter Militärpostzettel 4 Lys. 27 3 mal gewapneter Militärpostzettel im Kartell 15 Pf.

Im Falle höherer Gewalt, Betriebsänderung im eigenen Betrieb oder bei anderen Umständen hat der Bezugsnehmer keinen Anspruch auf Fortsetzung oder Rückzahlung des Bezugspreises.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Walter Ewald.

Nr. 148

Mittwoch, den 18. Dezember 1940

Jahrg. 51.

Neuer Angriff auf Sheffield

Bomben auf kriegswichtige Ziele in London, Verkehrsanlagen und Truppenlager. — Zwei feindliche Handelsschiffe bombardiert.

DNB, Berlin, 17. Dezember.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Deutsche Schnellboote stießen in der Nacht zum 16./12. bei einem Vorstoß in den Kanal auf einen Verband überlegener feindlicher Zerstörer. Nach kurzer Geschützberührung kamen die feindlichen Streitkräfte aus Sicht. Unsere Schnellboote kehrten unverletzt in ihre Stützpunkte zurück.

Der Leutnant mit seinem Unterseeboot zurückgekehrte Kapitänleutnant Krehshmer versenkte auf dieser Fahrt gegen den Feind, wie bereits bekanntgegeben, 34 935 BRZ. feindlichen Handelsschiffraum. Damit hat dieser Offizier eine Gesamtzerstörungsziffer von 252 100 Brutto-Registertonnen erreicht und als erster Unterseebootkommandant die 20 000-BrZ.-Grenze überschritten. In dieser Zerstörungsziffer sind drei feindliche Hilfskreuzer und der britische Zerstörer „Daring“ enthalten.

In der Nacht zum 16./12. wurde Sheffield von Kampfverbänden der Luftwaffe eruchtet und mit erkennbarer Wirkung angegriffen. Explosionen und eine größere Anzahl Brände waren zu beobachten.

Im Laufe des Tages kamen infolge stark dunstiger und nebeliger Wetterlage nur wenige Flugzeuge zum Einsatz. In London und an anderen Stellen gelang es, auf kriegswichtige Ziele, Verkehrsanlagen sowie ein Truppenlager mehrere Treffer zu erzielen.

500 Kilometer westlich Irland wurden zwei feindliche Handelsschiffe mit Bomben angegriffen. Auf einem Schiff wurde die Ruderanlage beschädigt, ein anderes wurde so schwer getroffen, daß mit seinem Untergang zu rechnen ist.

Die Einfüge britischer Flugzeuge in deutsches Reichsgebiet beschränkten sich in der Nacht zum 17./12. auf West- und Südwestdeutschland. In Mannheim wurde durch Spreng- und Brandbomben Gebäude- und Brandschaden u. a. am Schloß und an einem Krankenhaus verursacht. In einer anderen Stadt trafen Bomben ein weiteres Krankenhaus. Der in zwei Fabrikanlagen eingetretene Produktionsausfall ist unerheblich. Die Verluste der Zivilbevölkerung betragen zehn Tote und fünfzig Verletzte.

Flakartillerie schoss eine Bristol-Blenheim und eine Spitfire ab, Jäger vernichteten einen feindlichen Sperrballon. Eigene Verluste sind nicht eingetreten.

In drei Minuten gesunken

Das Ende des britischen Hilfskreuzers „Forfar“. — Kapitänleutnant Krehshmer's letzte Feindsahrt.

Von Kriegsbekämpfer Hans Kreis.

(BR.) Krehshmer ist eingelaufen! Vier Wimpel stehen am Mastspitze. 35 000 BRZ. hat er mitgebracht! Und darunter schon wieder einen großen englischen Hilfskreuzer über 16 000 BRZ., die „Forfar“. Außerdem einen dicken Lanter und zwei Frachter! Groß, ganz groß ist die Freude hier draußen bei uns im Unterseebootstützpunkt an der Atlantikküste.

Die letzte Feindsahrt als Unterseebootkommandant ist's gewesen, die Kapitänleutnant Krehshmer, der erst kürzlich vom Führer mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden ist, mit so prächtigen Erfolg durchgeführt hat. Als erster deutscher U-Bootkommandant hat er damit über eine viertel Million Tonnen Schiffsräume versenkt! Allen feindlichen Abwehr zum Trotz hat er 36 englische oder für England fahrende Handelsschiffe mit einer Gesamttonnage von rund 260 000 BRZ. auf den Grund des Meeres geschickt! Darunter befinden sich neben einer stattlichen Anzahl von Lantern allein drei englische Hilfskreuzer von insgesamt 57 000 BRZ.

Auf der vorliegenden Jagdfahrt im Atlantik versenkte er trotz heftiger Gegenwehr und trotz starker Behinderung durch schweren Seegang die beiden Hilfskreuzer „Karakolos“ (11 300 Tonnen) und „Laurentie“ (18 700 Tonnen). Jetzt, auf dieser Fahrt, erwischte er im hohen Atlantik die „Forfar“. Das war in der gleichen Nacht, in der andere unserer im Atlantik operierenden U-Boote den großen Geleitzug zerbröckelten und fast 130 000 BRZ. versenkten. Das Schicksal der „Forfar“ erfüllte sich sehr schnell! Von welcher Seite — aus welcher Entfernung der Angriff kam —, ob das Boot über Wasser oder unter Wasser operierte: der Briten hatte das alles gar nicht feststellen können! Wie wild funkte er mit seiner Artillerie mit leichter Muniton und Granaten in der Gegend umher und machte rote Sterne als Notruf in den nachtschwarzen Himmel! Unberührt von diesem Feuerzauber führte Kapitänleutnant Krehshmer sein Boot zum Angriff.

Eine gewaltige Detonation rüttelte und schüttelte plötzlich alles an Bord des Hilfskreuzers durcheinander — dröhnte durch die Nacht — bringt rollend und lang nachhaltend über die See hin zum Boot und bringt zugleich Kunde vom Siegel: Mitten in die Maschinenräume war der Torpedo hineingefegt. Plötzlich geriet er dort unten alles Leben. — Die Maschinen, die Schotten und Deck, — versetzte den Kiel. Die „Forfar“ lag durch — das Heck keilte kurz auf — verschwand! Sid-

seitlich wälzend, rutschte der gesamte in der Dunkelheit besonders mächtig wirkende Schiffsrumpf des 16 000-Tonnerers nach achtern ab in die unendliche Tiefe, aus der in dumpfen Schlägen die Detonationen zahlreicher Wasserbomben heraufpölkerten: diese Bomben waren für deutsche U-Boote bestimmt, sie befanden sich an Deck des zuvor versunkenen Schiffsteils, wo sie jetzt unter dem Druck der zunehmenden Tiefe zur Explosion gekommen waren.

Raum drei Minuten nach dem entscheidenden Schuß waren nur noch Trümmer des britischen Hilfskreuzers zu sehen.

Britische Bomben auf Basel

Neues britisches Neutralitätsverbrechen. — Vier Todesopfer. — Erheblicher Sachschaden.

Nach den wiederholten Verletzungen der schweizerischen Gebietshoheit durch durchfliegende britische Flugzeuge hat die NZZ sich ein besonders todesbrutales Beispiel der Verletzung der schweizerischen Neutralität geleistet.

Britische Flugzeuge haben in der Nacht zum Dienstag, zwischen 23 und 24 Uhr, die schweizerische Stadt Basel mit Bomben besorfen. Die Bomben fielen in das Sundelfinger Viertel und in den Vorort Binningen, die beide als reine Wohnviertel bekannt sind. Außerdem wurden einige Bomben in der Nähe des Güterbahnhofes abgeworfen. Der verbrecherische Angriff hat, wie bis jetzt festgestellt wurde, vier Todesopfer gefordert. Eine weitere Anzahl Personen trug Verletzungen davon. Der angerichtete Sachschaden wird als ziemlich bedeutend angegeben.

Der geradezu unglückliche Vorfall beweist, daß die Piloten der NZZ bei der Durchführung ihrer von Churchill befohlenen nächtlichen Terroraktionen gegen die deutsche Zivilbevölkerung auch auf die Grenze der neutralen Schweiz keinerlei Rücksicht nehmen. Sie haben ihre Bomben, wie üblich, planlos über das nächtliche Land ausgestreut, obwohl ihnen dabei klar sein mußte, daß sie in dem dichtbesiedelten Grenzgebiet am Oberrhein mit Notwendigkeit in erster Linie die Zivilbevölkerung gefährden und überdies die Gefahr einer Neutralitätsverletzung heraufbeschwören mußten. Die fliegenden Sendboten Churchills haben sich somit wieder einmal mit aller Deutlichkeit als Betreter und Handlanger einer wahrhaft antieuropäischen Macht gezeigt, deren Tyrannie das deutsche Schwert zum Wohle aller Völker Europas zerschlagen wird.

Britische Seepiraten-Methoden

Der Anschlag auf den japanischen Dampfer „Swanto Maru“.

Der Dred mit dem „Zertifikat“.

Der japanische Dampfer „Swanto Maru“ durste letzten Hafen von Durban verlassen, nachdem er gezwungen worden war, einen Teil seiner Fracht — obwohl kein Wappentafel — zu entladen.

Weiter wird berichtet, daß die Regierung der Südafrikanischen Union der für den Vorfall verantwortlichen Schiffskontrollkommission u. a. auch das Recht eingeräumt habe, allen Schiffen, die nicht ein Londoner Schiffszertifikat besitzen und Häfen der Südafrikanischen Union anlaufen müssen, Wasser, Lebensmittel, soz. möglichenfalls usw. zu verweigern.

Dhnmächtiger Kampf Englands mit Wucherern

Verbrecherbande sabotiert die Lebensmittelversorgung.

Wie ausländische Berichtersteller melden, hat das Hamstererunwesen in England in den letzten Wochen einen unerträglichen Grad erreicht. Bisher, so heißt es in diesen Berichten, sei es nicht gelungen, den Preissteigerungen auf dem Gebiete von Lebensmitteln, die so knapp sind, daß eine Nationalisierung sich nicht lohnt, entgegenzutreten. Sobald Höchstpreise verhängt oder neu festgesetzt würden, verschwinde die Ware ganz und sei nur noch auf „schwarzen Börsen“ zu Phantasiereisen zu erhalten. So sei, als dieser Tage die Regierung den Zuckerpriest um 1 Penny pro Pfund herabsetzte, plötzlich nirgends mehr Zucker zu haben gewesen. Ebenso sei es mit den Zwiebeln gegangen, die seit der Einführung von Höchstpreisen nirgends mehr zu haben seien. Während man Ende Oktober noch Weisel für 8 Pence das Pfund ab und zu wenigstens erhalten konnte, seien Weisel jetzt nur noch für wohlhabende Leute im Schleichhandel zu 2 Schilling das Pfund zu haben. Eine Erlassung der Weiselvorräte dagegen sei von der Regierung abgelehnt worden.

Die Händler verschicken in immer größerem Umfang die Waren an die Vertreter und Mittelsmänner der großen Lagershops und -restaurants im Londoner Westen und anderen großen Städten. Dort würden von den Käsen Phantasiereisen gezahlt, die es den Hotels und Restaurants ermöglichen, auch den Verkäufern überlegene Preise zu zahlen. Infolgedessen schwinde die Warenmenge, die der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werde, immer mehr zugunsten einiger Lagershops und Lagersrestaurants. Das Schlimmste aber sei, daß sich das Londoner Verbrechertum die Notlage zunutze mache und sich durch sehr geschickte organisierte Banden in die Lebensmittelverteilung einschleiche. „einzelne“ haben —

ähnlich, wie dies das amerikanische Verbrechertum zur Zeit der Prohibition auf dem Gebiet des Alkoholhandels getan hatte. Der Regierung sei es in keiner Weise gelungen, dieser Sabotage-Organisation Herr zu werden.

Erfolg italienischer Torpedoflugzeuge

Britischer Kreuzer getroffen. Erbitterte Kämpfe an der Eyzenaika und an der griechischen Front.

DNB, Rom, 17. Dezember.

Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut:

„Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:

Der achte Tag der Schlacht in der Wüstenzone der Eyzenaika-Front brachte ebenso erbitterte Kämpfe wie die vorangegangenen Tage. Trotz äußerer unglücklicher Wetterlage hat unsere Luftwaffe ihre Tätigkeit nicht verringert und im Verein mit dem Widerstand der Truppe mit ihren Jagd- und Bombenformationen den Feind schwere Verluste beigebracht. Unsere Torpedoflugzeuge haben einen 6 000-Tonnen-Kreuzer, der Bardia beschossen hatte, mit zwei Torpedos getroffen. Fünf eigene Flugzeuge sind nicht zurückgekehrt.

In der griechischen Front im Abschnitt der 9. Armee Ruhe, an der der 11. Armee harte Kämpfe. In den Kämpfen der vergangenen Tage haben sich vor allem das Grenadier- und das Mailänder Lancieri-(Manen-) Regiment ausgezeichnet.

In Ostafrika Patrouillen- und Artillerietätigkeit an der Südanfront. Am gestrigen Vormittag wurde ein feindliches Flugzeug, das Direkawa bombardieren wollte, von unseren beim Wärm aufgestellten Jägern abgeschossen. Während des vorgestern gemeldeten feindlichen Luftangriffes hat eines unserer Jagdflugzeuge einen Wellensley-Apparat brennend abgeschossen.“

Notverkauf britischer Kunstschätze

Nottransportrisiko infolge der schlechten Finanzlage.

Während die zuständigen Stellen der Verschleudrung britischer Kunstschätze nach dem Auslande bisher verständlicherweise ablehnend gegenüberstanden, tritt seit einiger Zeit unverkennbar ein gegenteiliges Bestreben zutage, darauf hinauslaufend, wertvolle Kunstgegenstände im Ausland vorzüglich also in den USA, abzusetzen, um die erzielten Erlöse den englischen Finanzen zugute kommen zu lassen.

Hierbei denkt man in England bezeichnenderweise in erster Linie an Kunstschätze im Privatbesitz, und vorzugsweise Kunstschätze lassen durchblicken, daß bereits einige ihrer englischen Frachtkollegen an der Arbeit sind, um der englischen Regierung bei der Ausfuhr privater englischer Kunstgegenstände zu helfen. In Lissabon meint man, daß auf diese Weise der Weltkunstmarkt eine sonderbare Verlegung erfahren wird, angeleitet durch eine Art englischen Ausverkauf.

Gleichzeitig erklären die interessierten Lissaboner Kreise, daß das Losschlagen privaten englischen Kunstbesitzes und seine Überführung ins Ausland eine sehr zweifelhafte Sache sei, da nach allen bisherigen Erfahrungen infolge des von der deutschen Luftwaffe und Kriegsmarine ausgeübten Blockades gegen die britische Insel mit starken Verlusten während des Seetransportes zu rechnen sei. Daß England diese in Londoner Regierungskreisen bekannte Tatsache in Kauf nehme, gilt als ein Zeichen dafür, daß es sich dort um eine bemerkenswerte Zwangslage handelt, bei der selbst Notverkäufe, die mit stärkstem Risiko verbunden sind, hingenommen werden.

Einziehung des britischen Aktienbesitzes in USA

Wie eine amerikanische Nachrichtenagentur meldet, hat das englische Schatzamt die Einziehung aller in englischem Besitz befindlichen Aktien von 67 amerikanischen Firmen im Wert von 100 Millionen Dollar verfügt. Der durch den Verkauf erzielte Erlös wird für den Ankauf von Kriegsmaterial verwendet werden.

Bereits der verstorbene Lord Lothian hatte eine dahingehende Anordnung gemacht, als er erklärte, daß der britische Dollarbesitz durch Verkäufe von Kriegsmaterial in USA stark geschwächt sei.

Ferngläser für Englands Armee gesucht

In England wird zur Zeit eine „Nationale Kampagne“ für die Ablieferung von Ferngläsern eingeleitet. Der erste Aufruf zur Ablieferung von Feldstechern für die Armee ging schon vor einiger Zeit vom Beschaffungsministerium aus. Wie damals mitgeteilt wurde, hat sogar der englische König vier Ferngläser abgeliefert. Trotz dieser „großzügigen“ Spende war das Ergebnis des ersten Aufrufes offenbar so gering, daß nunmehr eine Kampagne großen Stils eingeleitet wird, um weitere Ferngläser zu erhalten. Wahrscheinlich auf Grund der Erfahrungen des ersten Aufrufes wird für jedes Fernglas ein „angemessener Preis“ festgesetzt.

Die Sammlung von Ferngläsern in England ist besonders interessant als weiteres Kennzeichen für die gewichtige Produktionstrast der englischen Industrie auf allen Gebieten. Die optische Industrie Englands, für die London ein wichtiger Standort ist, hat offenbar unter den deutschen Angriffen so gelitten, daß ihre für den englischen Bedarf ohnehin nicht ausreichende Produktionskapazität erhebliche Einbußen erlitten hat.

Noch ein leckeres Weihnachtsgebäck mit 50g Fett und 1 Ei.



Gefüllter Honigkuchen

Teig: 200 g Kornbrot, 100 g Zucker, 50 g Butter (Kornbrot), 1 Ei, etwas Salz, 1/2 Tl. Gelb gemahlener Reis oder Mais, 2 Tl. Speisestärke, 10 Tropfen Dr. Oetker Backpulver, 10 Tropfen Dr. Oetker Vanillin, 1 Tl. Wasser, 500 g Weizenmehl, 1 Pöschchen Dr. Oetker Backin.

Füllung: 250 g geschälte, feingehackte Äpfel, 125 g getrocknete Rosinen und Kirschen, 65 g in Würfel geschnittenes Zitronat, 50 g gehackte Mandeln oder Haselnüsse, abgeriebene, gelbe Schale einer Zitrone, 1 in Stücke geschnittene Zitrus (ohne Schale), 1 Tl. Wasser, 50 g Zucker.

Zeit: 100 g Puderzucker, 1-2 Tl. Zitronensaft.

Honig, Zucker und Fett werden zerlassen. In die fast erkaltete Masse rührt man das Ei, die Gemenge, das Wasser und 2/3 des mit Backin gemischten und gesiebten Mehls. Den Rest des Mehls rührt man mit dem Teig zu einem festen Teig. 2/3 davon rührt man auf einem geöhlten Backblech aus (reicht für 3/4 eines Bleches von 32x46 cm) und drückt ihn an den Seiten etwas hoch. Der übrige Teig wird passend zu einer Decke ausgebreitet. Für die Füllung werden die Zutaten miteinander vermischt und unter Rühren einmal angeknetet. Nach dem Ankneten verteilt man sie gleichmäßig auf dem mit Teig belegten Backblech, legt die Teigdecke darauf und drückt sie mit einer Gabel mehrmals ein.

*) An Stelle der Äpfel kann man auch 500 g nicht zu süße Marmelade verwenden. Der Gehalt an Wasser und die 50 g Zucker sind dann nicht erforderlich, außerdem sind diese Füllungen nicht angebackt.

Backzeit: Etwa 20 Minuten bei harter Hitze.

Siehe den Text, man den gesiebten Puderzucker mit 100 g Zitronensaft glatt, das eine dickflüssige Masse entsteht. Sofort nach dem Backen bestreicht man den Kuchen damit und kühlt ihn in gleichmäßige Streifen (etwa 5x9 cm).



Dr. Oetker Backpulver Backin
altbewährt!

Britenbomben auf das Mannheimer Schloss

REB-Hauswirtschaftslehre, Krankenanstalten und Wohnhäuser gleichfalls bombardiert — Die Vergeltung bleibt nicht aus. Churchill's Flieger können wieder einmal einen Erfolg verbuchen. Bei ihrer letzten nächtlichen Lufttatsache haben sie das Mannheimer Schloss, ein wertvolles Denkmal der Baukultur des achtzehnten Jahrhunderts, empfindlich beschädigt. Die großen repräsentativen Säle der kurfürstlichen Zeit, in denen wertvolles Sammelgut zur Schau gestellt war, wurden durch Spreng- und Brandschäden übel mitgenommen. In der mondhellsten Nacht konnte der sehr ausgedehnte Schloßbau, einer der größten Europas, der sich deutlich von allen anderen Objekten abhebt, gar nicht verkannt werden. Die „Kulturflieger“ Winston Churchill's hinderte das jedoch nicht, ihre Bombenlast gerade auf dieses Ziel abzuladen. Sie handelten wie üblich in völlig sinnloser Weise nur zu dem Zweck, Schaden um jeden Preis zu stiften.

Den britischen Prämiensiegern genügte diese „Selbsttat“ jedoch nicht, und so warfen sie auch die in nächster Nähe des Schlosses befindliche Hauswirtschaftslehre der REB, sowie mehrere angrenzende Wohnhäuser in Brand. Außerdem fiel unmittelbar vor der durch Rote-Kreuz-Zeichen deutlich kenntlich gemachten chirurgischen Abteilung des Mannheimer Städtischen Krankenhauses eine Bombe, durch deren Splitter zahlreiche Patienten verletzt wurden. In einer benachbarten Stadt wurde gleichfalls ein Krankenhaus von einer Bombe getroffen, die mehrere Todesopfer forderte.

Daß auch diese feigen Taten der sogenannten königlichen Luftwaffe ihre gerechte Sühne finden werden, dafür bürgt das Schwert der deutschen Luftwaffe.

An unsere Leser!
Da unser Bordruck nicht rechtzeitig herangekommen ist, bringen wir nur zwei Seiten. Als Ersatz legen wir die Romanbeilage bei.
Verlag der Fehrbelliner Zeitung.

Familiennachrichten.

Getorben: Am 7. August Schuhmachermeister Friedrich Meigelth, Neuruppin, 80 Jahre; am 8. August Frau Elli Werkmüller geb. Degebrodt, Bahrendorf; am 9. August Frau Frieda Golnd geb. Rauber, Nauen, 38 Jahre; am 9. Frau Amanda Nölke geb. Bergmann, Bredow, 77 Jahre; am 10. August Mittelschullehrer Fritz Neumann, Neuruppin, 45 Jahre; am 11. August Frau Anna Krüger geb. Leschner, Groß-Ziethen, 55 Jahre; am 11. Fräulein Margot Kraus, Neuruppin, 24 Jahre; am 12. August Fräulein Hildegard Esser, Nauen, 18 Jahre.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Walter Ewald.
Druck und Verlag Walter Ewald, sämtlich Fehrbellin.
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 5 gültig.

Kriegsgefallenengräber in der Heimat

Sofort die im Verlauf des Krieges im Heimaturlaub oder im Dienst gestorbenen Wehrmachtangehörigen in der Heimat beigelegt werden, soll dies nach Weisung des Oberkommandos der Wehrmacht möglichst auf besonderen Ehrenfeldern geschehen. Grundätzlich wird der Wert darauf gelegt, daß alle im Felde gefallenen Wehrmachtangehörigen gemeinsam im Kampfgelände zur Ruhe gebettet werden. Auch die Heimat sieht es als Ehrenpflicht an, würdige Grabanlagen zu schaffen, die geeignet sind, das Andenken an die im Kampf um Großdeutschland Verstorbenen zu erhalten. Für die Anlage und Gestaltung dieser Ehrenfelder hat der Präsident der Reichskammer der bildenden Künste durch einen Arbeitsausschuß Richtlinien ausgearbeitet, die der Reichsinnenminister jetzt im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Wehrmacht, dem Reichspropagandaminister und dem Reichsärzteminister den Gemeinden übermittelt hat. Das Ehrenfeld muß entsprechend seiner Bedeutung als Gedächtnisstätte der Volksgemeinschaft an einer hervorgehobenen Stelle des Friedhofs angelegt werden. Zu vermeiden ist die Anlage an Stellen, an denen die feierliche Ruhe gestört werden könnte. Das Ehrenfeld soll sich dem Gesamtcharakter des Friedhofs anpassen. Bei der Bepflanzung ist von ausländischen und fremdartigen Bäumen, Sträuchern und Stauden abzugehen. Die Erfahrungen des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge werden dabei zweckmäßig nutzbar gemacht. Die verwendeten Pflanzen sollen eine dem Ehrenfeld angemessene Ausbreitfähigkeit besitzen. Die Bepflanzung der einzelnen Grabstellen ist auf ein Mindestmaß zu beschränken. Die Anordnung der Grabmale ist die dem Soldatenfriedhof eigene Richtung gleichartiger Steine oder Kreuze. Hügel für Grabstellen sollen nicht vorgezogen werden, da das Grabweidwerk besser die Erzielung eines geschlossenen Gesamteindrucks gewährleistet. Die Errichtung eines beherrschenden Males für das Ehrenfeld wird in den meisten Fällen möglich und zu empfehlen sein. Es soll dem soldatischen Charakter der Städte Rechnung tragen. Die Planung hierfür bleibt jedoch noch weiteren Weisungen vorbehalten.

Rundfunk heute Zeithimme

Auf einer Arbeitsbesprechung der Rundfunkpresse, die in Berlin stattfand, bezeichnete einer der Referenten den Rundfunk als den Spiegel des öffentlichen Lebens. Der Rundfunk habe dabei mehr denn je die Aufgabe der aktuellen Berichterstattung. Der Krieg habe den Rundfunk zur Stimme der Zeit gemacht. Das deutsche Volk habe vor seinem Rundfunk eine sofortige Stellungnahme zu den großen wichtigen politischen und militärischen Ereignissen und ergänzende Berichte zum DRF-Bericht erwartet. Die Berichte der Propaganda-Kompanien seien dieser Forderung entgegengekommen. 100 Sprecher allein habe der Rundfunk dieser Aufgabe zur Verfügung stellen können. 50 Nachwuchssprecher würden zur Ergänzung bereit. Etwa 20.000 Blätter seien in diesen 15 Kriegsmontaten von den Rundfunkberichtern besprochen worden. 15-20 Blätter würden täglich gelesen. Neben dem politischen Arbeitsgebiet des Rundfunks stand der Wunsch des schwer arbeitenden und tapfer kämpfenden Volkes nach Abhaltung und Unterhaltung. Zeitgeschehen, Propaganda-Kompanie-Berichte, die Zeitungs- und Rundfunknachrichten von Hans Frischke, die Vorträge über grundsätzliche Fragen des Heeres, der Luftwaffe und der Marine, der Kameradschaftsdienst wurden ergänzt durch Sendungen zum kriegsbedingten Alltag, durch die Sendungen für die Hausfrau und für den Bauern. Hinsichtlich des Nachrichtendienstes und des fremdsprachlichen Nachrichtendienstes in deutscher Sprache wurde festgestellt, daß der Erfolg dieser Sendungen in ihrer Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit begründet ist.

Streiflichter aus der Marl

Oranienburg im Wandel der Zeit
Im Norden Berlins, wo die Havel in luftigen Windungen durch Wiesen, Wälder und Auen zieht, liegt Oranienburg. Die Schilderungen von Theodor Fontane und August Trinius zeigen Oranienburg als ein grünes Landstädtchen, das sich noch in uniger Gebundenheit mit der umgebenden Landschaft befand. Heute sieht es hier wesentlich anders aus. Die wirtschaftliche Entwicklung, die in den letzten Jahrzehnten über Deutschland hinweggebraust ist, hat Oranienburg von der behäbigen Ruhe eines märkischen Landstädtchens zu einem recht lebendigen Vorort der Reichshauptstadt umgewandelt.

Der erste Eindruck, den man von Oranienburg am Bahnhof empfängt, weist nicht in die Vergangenheit. Der flüchtige Reisende wird meist nur dieses Oranienburg kennenlernen. Vielesicht wird er einen Blick in die Hauptstraße werfen und bis zum Schloss vordringen. Wer einen tieferen Einblick vom Wesen dieser Stadt empfangen will, der muß sich schon in dem alten Stadtteil westlich der Havel, in dem Gewirr der schmalen Straßen und Gassen verlieren.

Mitten in diesem Gewirr steht die in den siebziger Jahren von Stüler errichtete Nikolaikirche, deren Turm wie eine spitze Nadel in den Himmel ragt. In der Nähe der Kirche steht das Waienhäus, an dem der Einfluß holländischer Empfindens zu erkennen ist.

Das Herz Oranienburgs ist aber der Platz vor dem Schloss. Mit seinen bräunlich gepuzten Fassaden, dem roten Ziegelschiff und seinen schlichten, einfachen Linien erhebt es den Besucher. Gegenüber dem Schloss liegt das ehemalige Rathaus, das durch sein eigenartiges Türmchen auffällt. Schloß Fontanes Zeiten diente es als Gasthaus. Auf der Veranda hat Fontane unter den dort stehenden Linden die Geschichte des Schlosses geschrieben. Auch Trinius hat hier gewiegt und von der Veranda herab auf das ichtliche Leben und Treiben des Städtchens geblickt.

Vom Eingangsportaal des Schlossparkes fällt der erste Blick über die weite Parkwiese und verrät etwas von der Schönheit dieser Gegend, die die Gemahlin des Großen Kurfürsten einst an ihre holländische Heimat erinnerte und den Anlaß zur Erbauung des Schlosses gab.

Im Park selbst hat man Zeit, über die Geschichte dieses Schlosses nachzudenken. Oranienburg hieß ehemals Böhöom. Es wird bereits 1217 urkundlich als Böhöom erwähnt. 1288 wird eine Burg Böhöom genannt, die vermutlich von den Markgrafen als Befestigung gegen die Slawen errichtet worden ist. 1550 errichtete Kaspar Deyß, der Baumeister Joachim II., an der Stelle der Burg ein Jagdschloß, und 1652 ließ der Große Kurfürst für seine Gattin durch Memhardt ein Schloss erbauen, das Ende des 17. Jahrhunderts von Cosander, gen. von Goethe, im Renaissancestil umgebaut und erweitert wurde. Hier hat ein Bruder Friedrichs des Großen, der unglückliche Prinz Anhalt Wilhelm, gelebt. Von 1794 bis 1795 lebte hier Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise. Der Aufenthalt behagte ihnen nicht. Sie siedelten nach Paris über. Damit war die Rolle des Schlosses ausgefüllt. Daß es dann Zerstörungen erlitt, später chemische Fabrik und auch noch Lehrerseminar wurde, bedeutet schließlich nur die Vollendung eines höchst wechselvollen Daseins.

Märkische Umhau

Havelberg. Fünf Radfahrer von einem Kraftwagen überfahren. Auf der Reichsstraße Havelberg-Jerichow ereignete sich bei Hohengöhren (Altmar) ein schweres Verkehrsunfall. In der Dunkelheit überfuhr ein Sandauer Kraftwagenfahrer eine vom Bahnhof Schönhausen kommende Radfahrergruppe und fuhr in diese mitten hinein. Fünf Personen wurden zu Boden gerissen. Dabei verunglückte eine Radfahrerin, Frau Blankenburg aus Hohengöhren, tödlich, während zwei weitere Radfahrer, Vater und Sohn, ebenfalls aus Hohengöhren, schwer und zwei andere leicht verletzt wurden.

Lübben. Tot neben dem Kraftrad aufgefunden. Zwischen Dollgen und Birkenhainchen wurde der Schloßherrmeister Miethe aus Birkenhainchen tot neben seinem Motorrad liegend aufgefunden. Die näheren Umstände des Unglücks sind noch nicht bekannt.

Görich (Ober). Aus der Bodenlute tödlich abgestürzt. Der in Görich als Viehfütterer beschäftigte 44 Jahre alte Kurt Simonell fiel aus der Bodenlute des Viehstalls auf den Hof herab, wo er benennungslos liegen blieb. Der Schwerverletzte wurde in das Küstriner Krankenhaus übergeführt, wo er halb darauf verstarb.

Landsberg (Wartb). Die größte Molkerei- und Viehverwertungs-Genossenschaft der Mark Brandenburg. Auf einem Appell des Reichsnährstandes anlässlich der Eröffnung der neuen Erzeugungsschlacht konnte der Kreisbauernführer in einem Rückblick auf die bisher erzielten Leistungserfolge der Landwirtschaft des Kreises mitteilen, daß die Landsberger Genossenschaftsmolkerei, deren Anlieferung an Milch sich in den letzten Jahren verdoppelt hat, die größte der Mark Brandenburg ist. Die Umsätze des Viehverwertungs-Genossenschaft in Landsberg haben sich in der gleichen Zeit verzehnfacht, so daß damit auch diese Genossenschaft die größte ihrer Art in der Mark Brandenburg ist.

Sebenitz bei Schneidemühl. Ein Kind vom Bodengebiet. Als der fünf Jahre alte Sohn des Dachbedeckers Willy Blum auf der Straße spielte, wurde er von einem bösen Schafherd, der auf die Straße getreten war, zu Boden gestößt. Das Kind erlitt dabei so schwere Kopfverletzungen, daß es halb darauf verstarb. Der Bod fiel auch eine Bäuerin an, die sich aber seiner erwehren konnte.

Beitz (Neumark). Arbeitsunfall. Als der hiesige Treckerführer Paul Gieseler an seinem Trecker eine Erdgrube heben wollte, setzte sich dieser plötzlich in Bewegung. G. geriet unter die Räder seines Fahrzeuges und erlitt schwere Verletzungen.

Togal ist hervorragend bewährt bei

Togal gegen **Nerven-Schmerzen**

Rheuma Ischias Hexenschuß | **Nerven- und Kopfschmerz Erkältungen.**

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Klinikern seit über 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen! Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch - aber nehmen Sie nur Togal!

Preis 99 Pfg. In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farb. illust. Buch „Der Kampf gegen Rheuma und Schmerz“, ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 8/K

Fettverbilligungsscheine

für die Monate Januar, Februar und März 1941 werden am Freitag, dem 20. Dezember 1940 nur in der Zeit von 8-12 Uhr im Rathaus, Zimmer Nr. 7, ausgegeben.

Es wird dringend gebeten, die angegebene Zeit einzuhalten. Verdienstbescheinigungen, Rentenbescheide und rote Abhebungskarten sind mitzubringen. Wer seine Karten nicht selbst abholen kann, muß seinem Beauftragten eine schriftliche Vollmacht mitgeben.

Kindern werden keine Scheine ausgehändigt
Fehrbellin, den 18. Dezember 1940.
Der Bürgermeister.

Mütterberatungsstunde

am Freitag, dem 20. Dezember, von 10,20 bis 12 Uhr in der Berufsschule.
Dr. Kühnlein, Medizinalrat.

2 Paar gut erhalt. Zug- resp. Schnallenstiefel Gr. 44, hat preiswert zu verkaufen. P. Graffunder.

Reudamm (Am.). Schadenfeuer. In dem Werkstattgebäude einer hiesigen Mäder- und Wagenbaufirma brach nachts ein Brand aus, der auch auf das gegenüberliegende Wohnhaus übergriff. Während durch das sofortige Eingreifen der Feuerwehr das Wohnhaus gerettet werden konnte, brannte das Werkstattgebäude bis auf die Umfassungsmauer nieder. Außer Vernichtung von Holzvorräten und fertigen Wagen intrand auch erheblicher Maschinenschaden.

VERZAGE NICHT!

Roman einer großen Liebe von Leonore Schönberg

Kopierrecht bei Hermanns-Verlag, Dr. Richard Gröbner bei München

4 Fortsetzung

Vor sich selbst entschuldigte er alles mit seiner Krankheit, denn er war sich über seinen Zustand nur klar, so weit es sein grübelnder Geist zuließ.

„Hast du auf uns gewartet, Freddy? Schau, was ich dir mitgebracht habe.“

Marion legte die Zweige auf die Decke, die über seinen Knien lag, und küßte ihn. Dann setzte sie sich auf die Lehne des Korbstuhles und schlang den Arm um seine Schultern. „Wie fühlst du dich, Darling?“

Witting sah sie freudig an.

„Mit jedem Tag besser! Wenn ihr mir nur endlich sagen wolltet, wo ich mit meiner schweren Erkrankung geholt habe? Glehend richteten sich seine Augen auf Dr. Kopp. „Helft mir doch aus meinem Dunkel heraus!“

In Marions Augen stiegen die Tränen. Unfassbar traurig schaute sie auf den braunen Scheitel des Mannes, der ihr teuer war, dann zu dem Fremde hin. Der bestand sie, ahnte aber nicht, wie sie innerlich erregt war. Jäh war ihr die Erinnerung gekommen an jenen Augenblick, in dem der Bekannte das erste und einzige deutsche Wort gesprochen hatte, vor dem sie zu keinem Menschen gesprochen hatte. Es war ein Name gewesen, den er rief. . . . sehnüchlich und hell heißer Sächlichkeit. Nach einer Frau rief er. . . . doch sie war diese Frau nicht gewesen. Sie war damals fast zusammengebrochen. Wo war die Unbekannte, die ihr das Herz des Verlobten, dem sie seine Treue so schlecht belohnt hatte, in so kurzer Zeit stahl! Wen rief er? Gehörte ihr nicht dieser Mann? Nein! Nein! Niemand hatte ein Recht auf ihn als sie. . . . Sie hatte sich ihm zurückgewandt in den schweren Wochen treuer Pflege und des Ringens um sein Leben! Fieberphantasien mochten es gewesen sein, denn nur sie allein besaß ein Anrecht auf seine Liebe. . . .

Sie hatte sich in jener Nacht über ihn gebeugt und sein Gesicht immer und immer wieder angesehen. Sie fand keinen Zug, der ihr fremd war: vor ihr lag ihr Fred.

Ganz ruhig und still war sie an seinem Bett niedergesunken und hatte Gott für das Wunder, daß sie den Geliebten finden durfte, gedankt. Jetzt aber zitterte sie. Würde bei der Erzählung des Arztes ein Lichtblick kommen, der den Schleier von seinem Gesichte nahm?

Wenn Kopp setzte sich neben das Paar. Er beobachtete Witting scharf und erzählte die volle Wahrheit. . . . Vom Kriege, der nun vorbei sei, sprach er, von der schweren Verwundung und den Gründen, aus denen er bisher geschwiegen habe. Von dem glücklichen Zufall berichtete er, der Witting gerade in Marions Lazarett brachte, die ihn von der Gefangenschaft befreite und durch ihre aufopfernde Pflege dem Leben erhalten habe. . . .

„Atemlos hörte Witting zu.“

„Ich. . . weiß nichts mehr.“ schloß er. „Und vor dem Kriege. . . ehe ich nach Amerika ging, wo war ich da? Er schrie es, mit einer erschütternden Angst in der Stimme. Er zitterte vor Erregung. Sanft und leise, wie eine Mutter, strich Marion über sein Gesicht. . . . unter dem Streicheln der weichen Frauenhände wurde er ruhiger.“

„O, das tut gut!“ murmelte Alfred Witting und schmiegte sich an sie.

Immer ihn streichelnd erzählte sie ihm von dem, was er nicht mehr wußte. Von seinem Vater, der eine hohe Staatsstellung gehabt, von der Mutter, die er so sehr geliebt hatte. Er sei der einzige Sohn gewesen und nach dem frühen Tode seiner Eltern sei er als Ingenieur nach Kalifornien gekommen, in das palmenbeschattete Haus Robert Burtons, wo er Marion sah, deren Herz ihm gleich gehörte. Von ihrer Weigerung, mit ihm nach Deutschland zu gehen, sprach sie nicht.

„Weißt du jetzt, mein Fred, wie glücklich wir waren?“

Wittings Gesicht verklärte sich: „Ja, ja!“ flüsterte er, „unfassbar glücklich! Wie wir am Wasser standen, wie war das doch? Was jagte ich zu dir?“

Strahlend sah er sie an.

Marions Herz schlug heftig. Sie kannte keinen solchen Augenblick. In ihrer Angst und Sorge fand sie aber die richtigen Worte, die ihr die Liebe eingab.

„Du bist mein einziges Lieb! Nichts kann uns trennen: Nur noch ein paar Wochen und wir sind für immer beisammen!“ Wir gingen nach Hause. Du wolltest mich nicht mehr aus deinen Armen lassen, Fred!“

„Ach, Marion! Alles, auch das erlebte Glück muß ich von dir erfahren! Nichts ist mir in der Erinnerung geblieben, als ein paar schattenhafte Bilder, denen ich keine Form geben kann.“

Die Zukunft gehört uns, Liebster!“

Blühlich verfarbte sich Alfred Witting. . . . er schloß die Augen, sein Kopf sank zurück.

Dr. Kopp war sofort neben ihm: „Ein Schwächeanfall, Marion! Holen Sie mir bitte meine Spritze und die Ampullen, die neben ihr stehen.“

So schnell sie konnte, brachte sie das Gewünschte.

„Es war doch noch zu viel für ihn. Ich fürchte immer, daß in seinem Leben, ehe er zu Ihnen kam, etwas sehr Entscheidendes gewesen sein muß, von dem wir beide nichts wissen, daran er nun irgendwie erinnert wird.“

Marion war blaß, leise flüsterte sie.

„Was auch kommen mag, Marion! Ich verlasse Sie nicht! Ich stehe Ihnen treu zur Seite!“

Sie hörte beglückt die tiefe, ernste Männerstimme neben sich. Wortlos streckte sie dem Freunde die Hand hin.

Jetzt bewegte sich Alfred Witting. Er schlug die Augen auf, sah über die beiden mit einem müden, verlorenen Blick, um sie gleich wieder zu schließen.

„Er wird schlafen. Ich hole Mertens und wir werden ihn zu Bett bringen, heute muß er völlige Ruhe haben.“

Unbeweglich blieben die Züge des Arztes, das liebende Herz aber hatte die Sorge in der Stimme gehört und diese Traurigkeit war in Marion.

Sie merkte nicht, daß ihr Gesicht naß von Tränen

wurde, sah den Mann nicht, der wieder auf die Terrasse herausgetreten war und teilnehmend auf sie blickte.

„Armes Kind! Für dich wäre es besser gewesen, du hättest deinen Verlobten nicht mehr gefunden! Der heutige Tag war nicht gut!“

Germaine kam durch die Tannen, einen Versuch zu machen, die ersten Erdbeeren aus den Treibhäusern zu bringen. Sie umschlang die betäubte Fremdein.

„Was hast du, Cherie? Wo ist dein Fred?“

Unter Schluchzen erzählte Marion das Vorgefallene. Germaine hatte sie noch nie so verzweifelt gesehen. „Ich habe keine Hoffnung mehr, Germaine. Ich kenne Dr. Koppys Stimme zu genau, um nicht zu wissen, daß er in größter Sorge ist, auch wenn er mich beruhigen will!“

Germaine tröstete so gut sie konnte:

„Dr. Kopp sagte erst kürzlich zu Vater, daß solch Zustand sich jahrelang hinziehen kann, bis volle ständige Heilung eintritt. Daß man immer mit Rückschlüssen rechnen müsse. Ueberwachendberweise käme auch oft die Besserung.“

„Ich danke dir, ich weiß, daß du es gut mit uns meinst.“

Dr. Kopp trat zu ihnen.

„Wie geht es Herrn Witting, Herr Doktor?“

„Er schläft. Nächste Woche werden wir sicher abreisen können. . . . allerdings müssen wir unsere Pläne etwas ändern.“

„Sie meinen, daß wir die Amerikafahrt und die Hochzeit hinausschieben müssen?“ sagte Marion leise.

„Ja, Marion, Sie müssen weiter tapfer sein. So kommen wir nicht zum Ziele. Fred muß längere Zeit in ein Neben-sanatorium. Noch heute werde ich an einen mir bekannten Kollegen schreiben.“

„Nicht schreiben! Depechieren! Keine Zeit verlieren. Auch an Vater muß ein Kabeltelegramm abgehen.“

Alfred Witting war am nächsten Tage etwas wohler, aber er blieb schweigsam und teilnahmslos gegen Marion und seine Umgebung.

Nachdem die Nachricht aus Deutschland eingetroffen war, daß man den Kranken im Sanatorium erwarre, wurde die Abreise festgesetzt.

Der Graf ließ seine Gäste im Auto bis zur Grenze bringen. Dankbar schied Marion von ihm. Sie hatte gehofft, mit frohem Herzen abfahren zu können.

Germaine, die die Freunde bis zur Bahnstation begleitete, sah sinnend dem Zuge nach, dessen Rauchwolken am Horizonte verschwanden.

„Du wirst noch ernste Zeiten durchmachen müssen, arme Marion. . . .“

Auch nach Deutschland war der Frühling wieder einmal gekommen.

Schwester Beate vom Ried hatte seit vierzehn Tagen Nachwache. Sie ging langsam von der Parade, in der sie zu tun gehabt hatte, dem Hauptquartier zu. Ein klarer Sternhimmel wölbte sich über ihr, der Mond warf mattes Licht auf die Wege. Sie sah zu ihm hinauf und seufzte tief. Auch immer war die große Sehnsucht in ihr, auch wenn sie ruhiger geworden war.

Wieder war Frühling! Ein Frühling wie der, der ihr einmal das seltsame, kurze Glück gebracht hatte. Wo war der Stern, der ihrer beiden Stern gewesen war, der Hasso irgendwo leuchtete — über seinem Grabe stand?

Wer den Tod im heiligen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland.

Sie konnte das Furchtbare immer noch nicht glauben. Wenn es aber doch einmal geglaubt werden mußte. . . . erlosch dann das Herzweh?

Ihre Gedanken suchten das schlafende Kind, Hassios Vermächtnis! Das lag nun schon lange, müde gespielt, mit roten Wädhchen auf dem weißen Kissen, die Häufchen darauf und schlief den sorglosen, süßen Kinderschlaf.

Auf dem stillen Gesicht der Mutter lag ein Lächeln: „Noch ein paar Tage, mein Kleines, dann hab ich Ferien. . . . noch ein halbes Jahr weiter und wir brauchen uns nicht mehr zu trennen.“

Auf Station 6 hatte sie Wache. Auf weichen Filzsohlen ging Beate in das Wartezimmer. Die Schwestern der einzelnen Stationen kamen, ihr die Verordnungen für die Nacht zu bringen.

Schwester Franziska Kröner legte einen Zettel auf den Tisch.

„Ein paar Schwerekrante sind bei mir, Schwester Beate. Hoffentlich bringen wir den Mann mit der Grippe durch. Es ging ihm heute besser!“

„Wer ist bei ihm?“

„Schwester Irma hat die Saalwache. Ich wünsche Ihnen, daß die Nacht nicht zu schwer für Sie wird.“

„Ich danke Ihnen, Franziska. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Beate!“ Die Schwester war hinausgegangen, eine andere kam.

„Im Einzelzimmer liegt ein alter Mann, der die Nacht nicht überleben wird. Dauer ist bei ihm,“ berichtete Schwester Hedwig von der zweiten Männerstation. „Auch Engelmanns Zustand ist sehr ernst. Er soll stündlich eine Spritze haben.“

Beate machte sich Notizen und nickte der Schwester freundlich zu.

Vor ihr stand Heinz-Hassios Bild.

„Wie geht es Ihrem herzigen Jungen, Schwester Beate?“

„Ich sah ihn neulich mit der Kinderchwester auf der Straße, er fiel allen Menschen durch seine Drolligkeit auf. Ich glaube, man steht nicht oft solch aufgewecktes Bütschlein.“

„Ja, er ist ein liebes Kerlchen, mein ganzes Glück! Sie müssen uns einmal besuchen, Schwester Hedwig, wenn es Ihnen Freude macht. In den Ferien sind Sie uns jeden Tag willkommen!“

Gerne gab sie ihre Zusage. Alle hielten treu zu Beate, deren trauriges Los sie kannten, die ihr Leid in sich verschloß und immer hilfsbereit und gleichbleibend freundlich war.

Wald, darauf ging Beate durch die Krankenküche. Der

Wärter saß bei dem Sterbenden. Dieser Friede lag auf dem gelben, eingefallenen Gesicht. Er rüchelte leise.

„Wie alt ist der Mann?“

„Neunzig Jahre!“

Beate fühlte den Puls. Der schlug noch regelmäßig für den Wachen jedoch war es das allmähliche Ausfließen des Räderwerkes einer Uhr, deren Zeit abgelaufen ist.

„Telephonieren Sie, wenn es soweit ist, bitte!“

„Jawohl, Schwester Beate!“

Neunzig Jahre! Und wie viel junges Blut war in den letzten furchtbaren Jahren ausgelöst worden!

Engelmann hatte man in das Badezimmer gebracht. Er hatte dort größere Ruhe als im Saal. Ein junger Wärter stand neben ihm.

„Wie fühlen Sie sich, Engelmann?“

„Biel besser, danke, Schwester! Mir ist leicht auf der Brust. . . . Morgen kommt meine Frau. . . . die wird sich freuen.“

Mit einem gütigen, liebevollen Lächeln nickte Beate dem Kranken zu.

„Ihre Augen habe ich gerne, Schwester,“ flüsterte der Mann, „sie geben so viel Trost!“

Ehe sie die Spritze im Nebenzimmer gefüllt hatte, rief sie der Wärter zurück:

„Schwester, kommen Sie schnell!“

Engelmann hatte sich jäh verfährt, sein Gesicht war ganz spitz geworden, noch einmal seufzte er tief auf. . . .

„Ein Herzschlag!“ Beate legte seine Hand auf des Toten Augen und drückte die Lider darüber.

Jedesmal, wenn sie das tun mußte, durchzuckte sie der wehe Gedanke: Hasso, tat dir ein Mensch diesen letzten Liebesdienst?

Wenn Dr. Weiner hier war, können Sie gehen, Hasso. Ich werde gleich Bescheid geben, daß Müller Ihnen hilft.“

Still verließ sie den Raum und setzte sich im Wartezimmer an den Tisch.

Es war ein Uhr vorbei. Längere Zeit war Ruhe, als draußen der Sand knirschte. Die Gummiräder des Sanitätsautos fuhrn darüber. Ein Berunglückter wurde gebracht und nach Anlegung eines Verbandes in den Männeraal gefahren.

Wieder kehrte Beate, die geholfen hatte, an ihren Platz zurück. Müde stützte sie den Kopf in die Hand. . . . Die Menschen, die außerhalb der Mauern eines Krankenhauses leben, ahnen nicht, wie viel Liebe und Aufopferung von den Pflegenden erwartet wird.

„Ein schwerer Beruf!“

„Es muß eben sein!“

„Ich kann nichts von Krankheit sehen!“

Damit ist es abgetan. . . . Und doch gibt es wohl tau. . . . Menschen, die innerlich zufriedener sein dürfen, daß sie ihren Platz im Leben ausfüllen, als die Ärzte und Schwestern, Krankenwärter und Wärterinnen.

Beate schlug die Schreibmappe auf, in der ein Brief Ewas lag.

Deren Leben war hell und sonnig geworden. Aus jeder Zeile sprach ihr Glück, das nach der Geburt von Zwillingen noch vollkommener wurde. Sie freute sich von ganzem Herzen über den Reichtum der Schwester, konnte es aber nicht hindern, daß ihre Augen voll Tränen standen. . . . Sie stand auf, lehnte sich gegen das Fensterbrett und sah durch die Scheiben. Die Sterne waren verbläht, langsam zog die Dämmerung herauf. Weit öffnete sie das Fenster. Kalte Luft strömte herein. Beate atmete tief auf. . . . Ihre Seele wurde ruhiger und ihre Gedanken gingen zu ihrem Kinde.

Einige Tage später fand die Prüfung der acht Lehrschwwestern statt, die von allen bestanden wurde.

Beate war mit ihren Kameradinnen voller Freude: Zum ersten Male wieder seit langer, langer Zeit konnte sie für Wochen nach Hause, zum Vater und Heinz-Hasso.

Ein schweres Jahr lag hinter ihr. Sie war schmal und blaß geworden und ihre zarte Gestalt, die Hasso so geliebt hatte, war fast überhüllt. Sie hatte ohne Erholung gearbeitet, denn allein die Arbeit half ihr in ihrem Schmerz. Viel Schweres, das an sie herantrat, mußte überwunden werden. Kein anderer Beruf als der der Schwester, erfordert wohl mehr Selbüberwindung, Energie und Tatkraft!

Nachdem sich Beate von ihren Mitgeschwestern verabschiedet hatte, ging sie dem Ausgange des Krankenhauses zu.

„Schwester Beate!“ der Oberarzt, der ihr stets mit großer Verehrung begegnet war, trat neben sie. Sie verbannte ihm viel Gutes, immer hatte er ihr mit Rat und Tat beigegeben und sie hatte viel durch ihn gelernt.

„Auch ich gratuliere Ihnen von Herzen! Sie wissen, wie ich mich für Sie freue!“

Die junge Frau sah in die braunen Augen, die herzlich auf ihr ruhten, die sie auch jetzt, wie schon öfters, an Hassios Augen erinnerten. Seine ritterliche Art empfand sie wohlthuend.

„Ich danke Ihnen, Herr Oberarzt! Bleiben Sie mir auch weiter mein treuer Berater, ja? Und, wenn es Ihnen eine kleine Freude macht, kommen Sie während meiner Ferien einmal zu uns. Sie lernen dann meinen Jungen kennen!“

„Heilige Mutterliebe, das ist kein leeres Wort!“ dachte der Arzt, als er das lächelnde Gesicht sah und den innigen Ton ihrer Stimme hörte.

Beate ahnte nicht, wie sehnüchlich sein Herz ihr entgegenklang, wie froh ihn ihre Einladung machte.

Vom ersten Augenblick an, hatte Beate auf den Arzt einen tiefen Eindruck gemacht. Er suchte ihre Nähe, befreundete mit seinem Empfinden ihr Vertrauen zu gewinnen, aber er wußte bald, daß der Weg zu ihrem Herzen noch weit, weit für ihn war. Das eine Mal, wo ihm Beate von ihrem Manne erzählt hatte, ließ ihn erkennen, daß sie die Kraft zur Arbeit und zum Leben nur aus dem Glauben an seine Wiederkehr schöpft. Als sei er nicht gestorben, lebte Hasso in ihr fort.

Trotzdem gab er die Hoffnung nicht auf, daß eines Tages ihr Leid überwunden sei. Sein Verben ging Schritt um Schritt. Nur die Zeit konnte ihm helfen. . . .

„Ich werde gerne kommen, Schwester Beate! Wann darf es sein?“

„Heute ist Dienstag. Wollen Sie uns am Sonntag das Vergnügen machen?“

Er verbeugte sich zustimmend.

„So bleibt es dabei. Sonntag um vierzehn Uhr. Auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe hin und her

Die Geschichte eines Urlaubers

Von Heinz Rudolf Schmiedemann.

Bunte Sonnenjäger blühten sich im leichten Wind auf den Terrassen der Villen, die im Schatten der dichtbelaubten Kastanien der Allee lagen.

Ein anderes Bild stand dem Soldaten Herbert Logger vor Augen. Silberne Fäden in der lauen Luft, rotbraunes Laub an den Bäumen und die vielfarbige Pracht der Dahlien in den gepflegten Gärten! Unter den Füßen schon das Rascheln gefällener Blätter und die Stimmung des Verklüngen in der Natur, von der Marianne nicht ganz unbeeinflusst geblieben war.

Marianne Logger wußte von ihr nicht viel mehr als den Namen. Erst kurz vor seiner Einberufung hatte sie ihre Adresse preisgegeben und ihn einen Einblick in ihr möbliertes Heim nehmen lassen. Da legte er auch zum erstenmal den Arm um ihre Schultern und küßte sie. Willig, aber nur kurz und sich mit einem verlegenen Lachen befreiend, hatte sie ihm ihre Lippen überlassen.

Mit dem Gefühl, ihr nicht alles zu bedeuten, hatte er sich seiner Truppe gestellt. Aber ihr Versprechen, ihm zu schreiben, tröstete ihn über die leise Enttäuschung hinweg, obwohl ihn die Fragen nach dem Grunde ihrer Zurückhaltung und der endgültigen Stellung zu ihm zu quälen begannen.

Nach einigen Kartengrüßen, denen dann ein Briefwechsel folgte, begann er, dieses Thema vorsichtig anzuschneiden. Sie ging jedoch auf sein Drängen, ihre Gefühle ihm gegenüber einmal klarzulegen, nie ein. Immer waren es heitere Briefe im Erzählerton, die er empfing; zum Gegenstand hatten sie die alltäglichen Ereignisse in der Stadt. Und selbstamerweise hat sie ihn noch, ihr nurmehr postlagernd zu schreiben.

Das steigerte nicht wenig die Unsicherheit seines Gefühls und das leise Mißtrauen gegen ihre ihm unerschütterlich fühlte Art. Es machte ihn besonders stutzig, daß sie sich dagegen wehrte, ihre Beziehungen zueinander klarzulegen, als er im Frühling einen Urlaub und damit einen Besuch bei ihr in Aussicht stellte. Sie bat ihn, davon abzusehen, und hielt es für besser, sich brieflich erst noch näherzukommen.

Für Logger waren Stunden gekommen, in denen er verlegt den Briefwechsel hatte aufgeben wollen. Doch die Erinnerung an die schönen Tage des Spätherbstes hatte ihn ihre Briefe immer wieder lesen und beantworten lassen. Und nun, von den sonnenreichen Tagen des Frühsummers bedrängt, war er erneut mit der Bitte um ein Wiedersehen an sie herangetreten.

Ein wenig Angst schwang sich nun in seine Freude, als er den kleinen Vorkarten von Mariannes Heim betrat. Nicht jubelnde Erwartung hatte ihm ihre Antwort verheißen, vielmehr eine bange Verwirrung, die ihm einen Wust von Vermutungen offenbat.

Die alte Frau, die Marianne betreut hatte, erkannte ihn nicht sofort. Aber dann hieß sie ihn herzlich willkommen und bemühte sich um ihn mit kleinen Aufmerksamkeiten, Fragen und Berichten, als gelte der Besuch nicht Marianne, sondern ihr. Loggers Frage nach dem Mädchen schien sie ganz überhört zu haben.

Als dieser sie dann nach einer häßig und hungrig gerauchten Zigarette an den Zweck seines Besuches erinnerte, wurde es offenbar, daß ihre Geschäftigkeit nur ein Merkmal der Verlegenheit war. Anherbein auch wohl das Bestreben, Logger die Enttäuschung, die sie ihm bereiten mußte, durch Ablenkung zu erleichtern.

Logger küßte, wie alles, was ihn Monate hindurch erfüllt, wovon er gelebt hatte, Qual und Ungewißheit, Ströme der Liebe und des Vertrauens, sieberrnde Erwartung in den letzten Tagen und jetzt die himmelstürmende Freude auf das Wiedersehen, wie all das in ein Häuflein Nische zusammenjank. Marianne nicht mehr in der Stadt? Schon Monate nicht mehr! Wie hatte sie ihm geschrieben, weil ihr Vater es für notwendig erachtet hatte, sie in die süddeutsche Heimat zurückzuheuern und ihre persönlichen Wünsche den Interessen des Familienbesitzes unterzuordnen . . . ?

Fast vergaß er, daß er das Kleid höchster männlicher Tugend, den Soldatenrock, trug, so groß war seine Erregung. Es drängte ihn, der alten Frau einen Wust unbeherrschter Fragen ins Gesicht zu schreien; denn er hatte Briefe geschrieben und empfangen und glaubte, ein Mädchen bis in die kleinsten Einzelheiten zu kennen.

Marianne . . . ? Wer schrieb die Briefe? War alles Lüge? Doch ein Blick in das mißfällende und gleichzeitig verwirrte Gesicht der alten Frau sagte ihm, daß er diese nicht der Lüge zehnen durfte. Also, wer schrieb die Briefe? Der alten Frau wurde es sichtlich schwer, ihm eine Antwort darauf zu geben. Dann ging sie nach Frauenari dazu über, ihm das neue Bild durch lebenswürdig geschilderte Einzelheiten abzurunden.

Logger starrte versunken vor sich hin. Eine kleine Posthelferin hatte ihm geschrieben! Erst von Mitgefühl erfüllt, als sie die anfänglich täglich eintreffenden Kartengrüße nicht zuzustellen vermochte! Dann dem unwillkürlichen Zwange folgend, wie später wahrscheinlich einem inneren Drange, und endlich von dem vertrauten Ton seiner Briefe eingefangen! Und nun, seinem Besuch und damit der Entdeckung ihres kleinen, augemeinen Betrugers ratlos entgegensehend, hatte sie sich der alten Frau anvertraut!

Logger ging wie ein Träumender. Es fiel ihm nicht leicht, Mariannes Bild aus seiner Erinnerung zu streichen; denn die Begegnung im Herbst erschien ihm noch zu schicksalhaft und bedeutungsvoll. Aber als er später bei anderen gegenüberstand, als die anfängliche Fremdheit gefallen war, und er in diesem neuen Gesicht alle Merkmale der Vertrautheit, die ihm die Briefe hin und her vermittelt hatten, wiederfand, überstieg er die Erinnerung vom Herbst wie eine Stufe zu dem neuen Glück. Ach, nicht einmal den ihm vertrauten Namen brauchte er zu vergessen!

In der Dämmerung des Frühlingabends hob der Soldat Herbert Logger das noch ein wenig unsichere Gesicht der kleinen Posthelferin zu sich empor. Marianne! Und das Mädchen, wie um sich zu rechtfertigen, sagte: „Liebe Marianne schreibt dir auf den ersten Karten; ich konnte sie nicht mit dem Vermerk: Adressatin unbekannt verzogen zurückgehen lassen, ich hatte das Gefühl, sie seien an mich geschrieben.“

„Sie waren an dich geschrieben“, sagte Logger und beantwortete ihre Entschuldigungen mit einem Auf den blühenden Mund.

Signale in der Nacht

Skizze von Franz Fara

Eines Nachts, als Valentin gerade am Einschlämfern war, hörte er dicht neben sich ein leises Klopfen an der Wand. Das kam aus der anstoßenden Wohnung! Er horchte eine Weile hin, bis sich das Klopfen wieder hören ließ. Sollte das die Nichte der alten Dame sein? dachte er.

Valentin Denge wohnte erst seit einem halben Jahr in dem alten Hause. Er war aus Berlin in diese süddeutsche große Stadt berufen worden, um das chemische Laboratorium einer Fabrik zu leiten, und hatte sich um die anderen Mieter nie gekümmert. Seine Haushälterin Gundl hatte ihm nur mitgeteilt, daß nebenan eine halbgelähmte Dame wohne, die von ihrer Nichte betreut werde. Er war der Nichte manchmal im Stiegenhaus begegnet. Ein großes, schlantes Mädchen, mit sehr blassem Gesicht, in dem zwei große, dunkel glimmende Augen standen. Sie hatte auf seinen stummen Gruß hin jedesmal etwas schon genickt, wobei sie glührot wurde.

„Das ist seltsam!“ murmelte er und bekam Herz klopfen.

Wiederum dieses Signal . . . vier kurze Schläge! Er konnte nicht mehr an sich halten, schob sich dicht zur Wand und klopfte ebenfalls viermal. Dann lauschte er hinüber, mit einem stürmischen Pochen am Hals und in den Schläfen.

Da . . . man antwortete! Etwas zögernd . . . zwei Schläge nur! Und dann zwei andre . . . Nach einer Weile versuchte er es noch einmal. Und wieder kam die Antwort, wie vorher.

Aber dann, als hätte man sich jenseits der Wand dieser Kühnheit geschämt, blieb alles still.



Zeichnung: Grunwald - M.

„Ich weiß, daß auch du mich liebst!“ flüsterte er ihr zu.

In der nächsten Nacht wiederholte sich das Klopfkonzert. Valentin sann vergeblich diesem Rätsel nach. Schließlich horchte er Gundl aus, die über alles im Hause Bescheid wußte.

„Das Fräulein Helene? Eine stolze Person!“ meinte sie wegwerfend. „Die alte Dame soll ihr allerdings viel zu schaffen machen, aber das ist noch kein Grund, über jeden im Hause hinwegzusehen! Sie geht nur aus, um Einkäufe zu besorgen.“

Das arme Mädchen! dachte Valentin. Das nächstemal, als er ihr auf der Treppe begegnete, sagte er Mut und sprach sie an. „Hoffentlich zürnen Sie mir nicht, wenn ich mir als Wohnungsnachbar eine Frage erlaube“, sagte er etwas atemlos, nachdem er sich vorgestellt hatte. „Ich treibe mit meinem Freunde manchmal des Abends Musik, bis spät in die Nacht hinein . . . stört Sie das nicht?“

„Gewiß nicht . . . ich liebe Musik . . . und auch sonst . . .“ Sie wollte noch etwas hinzufügen, brach aber plötzlich ab und ließ ihn mit einem kurzen Kopfnicken stehen. Ihre Stimme klang tief und wohlklingend, obwohl sie leise gesprochen hatte. In ihren Augen hatte er eine heimliche Flamme zu sehen vermeint.

Die Probe

Von Ralph Urban.

Hans und Else wandelten am Ufer des Sees. Er redete, und sie hörte aufmerksam zu, denn er sprach vom Heiraten.

„Eine Kleinigkeit bekäme ich auch von dahem mit“, sagte sie.

„Ich weiß —“ verschnappte er sich. — „Du weißt?“ fragte sie erstaunt. „Woher weißt du?“

„Das ist natürlich nicht wichtig“, beeilte sich Hans zu versichern, „aber deine Eltern scheinen begütert zu sein. Man sieht das an deinem Schmuck.“

„Du meinst diesen Ring?“ fragte Else.

„Ja, allerdings“, lenkte er ab. „Ein Erbstück“, sagte das Mädchen. „Er ist gut seine zweltausend wert. Aber er soll kein Glück bringen.“

Er fing rasch von anderen Dingen zu reden an, aber um ihren Mund lag ein kleines mißtrauisches Lächeln. Nach einer Weile blieb Else stehen, öffnete die Handtasche, kramte darin herum, und klopfte die Tasche wieder zu. Dann ging sie weiter.

„Hans!“ sagte etwas später Else plötzlich. „Würdest du mich auch heiraten wollen, wenn ich gar nichts hätte?“ „Wie kannst du nur so fragen, Liebste?“

• An diesem Abend hatte sich sein Freund Feineler eingefunden. Er war Dozent für Mathematik an der Universität und hatte außerdem nur Sinn für seine Cremoneser Geige. Dessenhal hätte er einen Band Mozartsoraten hervorgehoben, und unter einem halben Duzend ging es da nicht ab! Valentin, der ihn am Klavier begleitete, wünschte Feineler heimlich zum Knuck . . . Würde sich Helene auch diesmal melden?

Aber alles blieb ruhig, obzwar er nach einer Weile selber mit dem Klopfen begann. Einige Nächte hindurch rührte sich nichts. Aber dann begann das Klopfen wieder. Und während er antwortete, malte er sich aus, wie Helene jenseits der Wand ihm entgegenlächelte.

Eine Woche später vertraute ihm Gundl an: „Die alte Dame kommt ins Krankenhaus! Der Arzt hat eine schwere Herzkrankheit festgestellt, die Kranke braucht Tag und Nacht sachverständige Pflege!“

„Und Fräulein Helene?“

Gundl zuckte die Achseln: „Die wird sich nach einer Stelle umsehen müssen . . .“

Man hatte die alte Dame in aller Frühe im Krankenwagen fortgeschafft. Gegen Mittag klingelte Valentin an der Nachbarwohnung.

Helene öffnete ihm. Er sah sofort, daß sie geweint hatte, besann sich keinen Augenblick und sagte, während er ihre beiden Hände ergriff: „Ich liebe Sie . . . schon seit langem! Wollen Sie meine Frau werden?“

Helene starrte ihn entsezt an. Dann neigte sie sich vorwärts, wie in halber Ohnmacht, so daß er sie in seinen Armen auffing und den weichen Körper an sich presste.

„Ich weiß, daß auch du mich liebst!“ flüsterte er ihr zu, nach dem ersten Kuß. „Ich habe dich gut verstanden!“

Einige Monate später waren sie verheiratet. Valentin entdeckte nach und nach manches, das ihn sehr glücklich machte. Helene liebte klassische Musik, und sie begann, selber wieder zu singen, wie damals, als sie im Elternhaus Stunden bei einer Gesangslehrerin genommen hatte.

In der ersten Zeit der Verlobung war Helene sehr zurückhaltend gewesen. Sie wurde jedesmal feuerrot, wenn Valentin sie küßte, und es dauerte lange, ehe sie ihm freiwillich den Mund bot. Und erst am Tage vor der Hochzeit gestand sie ihm: „Ich liebe dich . . . ich werde dir eine gute Frau sein!“

Er wollte fragen: „Du liebst mich erst jetzt?“ Aber dann schwieg er, weil er dachte, daß sie sich vielleicht ihres einstigen stummen Eingeständnisses schäme . . .

Als sein Sommerurlaub kam, entführte er seine junge Frau an den Gardasee. Sie wohnten in der Nähe von Riva, in einem Häuschen am See, das von alten Weinstöcken umgeben war. Valentin fühlte sich im siedenden Himmel. Denn in Riva warbete sich Helene zu einer glühenden Liebenden. Sie brachten die Tage auf dem See zu, badend, im Kahn lässig dahintreibend. Wenn Valentin den braungebrannten Körper sah, der vom Sprungbrett abknüllte und sich dann wohl auf dem Wasser wiegte, jauchzte er über den See hinaus, in einem fast törichtigen Glücksgefühl . . . dieses wunderbare Geschöpf gehörte ihm! . . . und Helene hatte auch ihn ganz gewandelt, zu einem naturnahen, einfach empfindenden Mann, für den erst jetzt das wahre Leben begann. Manchmal, in ihren verschwiegenen Liebesnächten, dachte er: Diese Glut hat schon damals in ihr gebrannt, als sie mich heimlich lodete! . . . Wie herrlich, daß es Wirklichkeit wurde!

Als sie wieder in die große Stadt zurückkamen, war es sein erstes, die kleine Wohnung der Tante zu mieten. Er wollte später, wenn die Kranke Frieden gefunden hatte, die Mauer durchbrechen lassen. Helene sollte ein Bouboir haben, und ein Kinderzimmer würden sie auch bald brauchen . . .

Er hatte bis dahin nur das Wohnzimmer betreten. Aber als ihn Helene jetzt zum erstenmal in ihr Mädchenzimmer führte, blieb er wie gelähmt stehen: Ihr Mädchenbett befand sich an der entgegengesetzten Seite! An der Wand, die an das eigene Schlafzimmer stieß, stand ein Kleiderschrank!

„Wir müssen einmal den Tischler kommen lassen“, sagte Helene. „Ich glaube, daß sich in der Rückwand des Schrankes Holzwürmer eingenistet haben!“

„Warum glaubst du das?“ stammelte er.

„Ich höre sie manchmal klopfen . . . oft konnte ich darüber gar nicht einschlafen“, sagte sie arglos.

Die Tür des Wohnzimmers war offen geblieben. Ein Windstoß bewegte den Fenstervorhang, und mit einem Male hörte Valentin ein Klopfen . . . ein ihm wohlbelanntes Klopfen!

„Was vor denn das?“ fragte er, sich mühsam fassend. „Ach . . . das Bild des Onkels dort!“ erwiderte Helene. „Der Nagel steckt nicht tief genug. Der obere Bildrahmen steht von der Wand ab und bewegt sich, wenn das Fenster offen steht. Das hat mich oft gestört, weil ich nur bei offenen Fenstern schlafen kann. Aber die Tante wollte niemals erlauben, daß man an das Bild rührte.“

„Und wenn ich auch den Ring nicht hätte?“ setzte sie das Verhör fort und zog das Schmückstück spielerisch vom Finger.

„Natürlich!“ versicherte Hans. „Dann ist es gull!“ sprach Else feierlich und warf. Hans sah noch ein Glihern, dann klatschte es in einiger Entfernung vom Ufer leicht auf, und nur die Wasserreflexe verrieten die flüchtige Spur.

„Du hast doch nicht den Ring —?“ rief Hans entsezt.

„Doch“, sagte Else schlacht. „Wißt du mich jetzt noch, dann liebt du mich um meiner selbst.“

Hans starrte finster auf das Wasser. Mit einemmal wurde sein Blick freundlich, und er wandte sich rasch dem Mädchen zu. „Ja“, sprach er ernst, „ich will dich auch so!“ Und sie waren glücklich. Außerdem heirateten sie nach fünfzehn Wochen. Am Hochzeitstag überraschte der Schwiegerpater Hans mit einem Scheck, aus dem eine freundliche Zahl geschrieen stand. Aber auch Else hatte eine Überraschung für ihren frischgebackenen Mann.

„Du hastest damals die Probe bestanden“, sagte sie, als sie endlich allein waren, „hier nimm diesen Ring, er sei dein. Es war ein kleiner Schwindel von mir, ich warf nicht den Ring in den See, sondern ich opferte nur meinen Lippenstift.“

„Ich danke dir“, sprach Hans bewegt und griff in die Tasche. „Und hier ist dafür dein Lippenstift. Ich kam nämlich auf den Schwindel, als ich am nächsten Tag an jener Stelle siebenmal tauchte und am Grund des Wassers anstatt des Ringes deinen Lippenstift fand.“